

Wolfgang Sachs

Suffizienz. Umriss einer Ökonomie des Genug

*Ursprünglich veröffentlicht in:
uwf UmweltWirtschaftsForum,
2015, Jg. 23, Nr. 1-2, S. 3-9*

*Die endgültige Publikation ist erhältlich bei
Springer via [http://dx.doi.org/10.1007/
s00550-015-0350-y](http://dx.doi.org/10.1007/s00550-015-0350-y)*

Wolfgang Sachs *

Suffizienz. Umriss einer Ökonomie des Genug

* Autor:
Wolfgang Sachs
Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie
Büro Berlin
Neue Promenade 6
10178 Berlin
E-Mail: wolfgang.sachs@wupperinst.org

Dies ist die begutachtete, akzeptierte Manuskriptversion des Artikels. Aus dem Veröffentlichungsprozess können nachträgliche Änderungen resultieren, die sich z. B. auf die Formatierung und Zeichensetzung auswirken. Derartige Änderungen sind hier nicht berücksichtigt. Die endgültige Version wurde in der oben genannten Zeitschrift veröffentlicht.

Suffizienz. Umriss einer Ökonomie des Genug

Wolfgang Sachs

Wieder einmal kann man beobachten, wie ein Begriff in Windeseile von der Fachsprache über die Populärwissenschaft bis hin zum Alltagsgebrauch vordringt: das „Anthropozän“ war im Jahre 2000 vom Chemienobelpreisträger Paul Crutzen in die Welt gesetzt worden, 2011 hat der Begriff die Weihen der *Geological Society of America* empfangen und 2015 gibt es schon weltweit Ausstellungen und Bildbände dazu. Offensichtlich hat der Begriff den Nerv der Zeit getroffen: er bringt die Besorgnis wie auch die Hybris des 21. Jahrhunderts auf den Punkt.

Was sagt das Konzept vom „Anthropozän“? Es markiert den Epochenbruch in der Erdgeschichte, innerhalb dessen der Mensch zum geologischen Faktor aufgestiegen ist. Früher war der Mensch nicht mehr als eine Fußnote auf der Erde, inzwischen ist die Erde vom Menschen überformt (Steffen et al. 2015). Während des Holozäns waren die Menschen nichts weiter als Bewohner der Erde, die an der Oberfläche der Natur nur gekratzt haben. Jetzt aber, im neuen Zeitalter des Anthropozäns, sind sie zu einer dominanten Macht geworden, die sich anschickt, die Natur und sogar die Erde zu transformieren. Gewaltig sind die Auswirkungen der Treibhausgase, die das Klima in einigen Zonen der Erde ungastlich für Menschen und andere Lebewesen werden lassen. Unheimlich sind die Folgen des Artensterbens, sei es von Tigern oder von Mikroben, das die Evolution des Lebens beeinflussen wird. Ruinös sind schließlich die Konsequenzen des Stickstoff- und Phosphatverbrauchs, der durch intensive Landwirtschaft weltweit Boden und Grundwasser, Flüsse und Meere belasten. Diese drei berühmt-berüchtigten Beispiele (Rockström et al. 2009) zeigen, dass nunmehr die Industriegesellschaft einen prägenden Fußabdruck auf das Ganze der Natur hat.

Das ist gefährlich und zudem in den Folgewirkungen unabsehbar. Wenn man nicht die Straße der Hybris einschlagen und der Evolution des Anthropozäns mit Mitteln wie dem Geoengineering, der synthetischen Biologie oder der künstlichen Intelligenz steuern will, ist Rückzug angesagt. Dazu ist es geboten, die menschliche Dominanz der Biosphäre zurückzufahren und auf eine stimmige Koevolution mit der Natur zu setzen. Das 21. Jahrhundert wird sich daran messen lassen, wie sehr es gelingt, den Einklang mit der Biosphäre wieder herzustellen. Vorbei ist jedenfalls die Zeit der exzessiven

Naturverbrauchs, nun kommt es darauf, eine Zivilisation zu erfinden, die sich mit Reduktion und Bescheidenheit verbindet.

Besser, anders, weniger

Um den Kontrast zwischen industrieller und ökologischer Wirtschaft zu illustrieren, gibt es kaum eine schönere Metapher als der Vergleich von einem Öltanker mit einem Segelschiff (Wuppertal Institut 2008). Der Tanker, ein Ungetüm aus Stahl, erbringt eine gewaltige Transportleistung, aber ist schwer zu manövrieren, nur auf Seestraßen einsetzbar, und verbrennt obendrein jede Menge fossilen Treibstoffs. Anders das Segelschiff. Es ist ein zwar kleines, aber leichtes und wendiges Fahrzeug, angetrieben von solarer Energie in Form von Wind, und gesteuert von einer geschickten Besatzung. Ähnlich dem Segelschiff ist auch der ökologische Entwicklungsweg dematerialisiert, naturverträglich und maßvoll in der Leistung, während die industrielle Expansion auf hohem Ressourcenverbrauch, Naturvergessenheit und maximaler Leistungskraft beruht.

Wenig ist einem Segler so sehr ein Dorn im Auge wie Übergewicht, jedes Kilo kostet Platz und macht das Boot schwerfällig. So ist zunächst Dematerialisierung die Devise für einen besseren Fortschritt. Angesagt ist der Übergang zu einer ressourcen-leichten Ökonomie, die das Gewicht der Wirtschaft mit der Tragfähigkeit der Biosphäre in Einklang bringt. Allenthalben gehen Unternehmer und Ingenieure daran, die *hardware* der Gesellschaft auf mehr Ressourceneffizienz umzurüsten. Dazu gehört zunächst, leichte, verbrauchsarme und dauerhafte Produkte zu schaffen. Kühlschränke und Autos, Computer und Häuser haben andere Verbrauchsstandards als noch vor zehn Jahren. Sodann steht an, Produktionsverfahren ressourcenschonend zu gestalten. Über 90 Prozent aller Materialien und über 60 Prozent der Energie werden zur Herstellung gegenwärtig verbraucht, noch bevor das Produkt fertig ist – Abraum im Bergbau, Abwärme aus Kraftwerken, Bodenverlust im mechanisierten Landbau, Abfälle in der Verarbeitung von Holz oder Metallen, Getreide in der Tierproduktion oder Wasser bei der Metallveredelung. Bei jeder Station entlang der Produktkette lassen sich durch Effizienz im Design und Intelligenz in der Organisation Verschwendung und Verlust vermeiden.

Ferner wird der ökologische Wirtschaft anders mit der Natur umgehen. Selbst Landratten fasziniert am Segelboot, wie es der Natur Bewegungsenergie abhört, ohne sie zu beschädigen oder gar zu plündern. Mehr noch: dank ausgefeilter Handwerkskunst vermag es sogar gegen den Wind Tempo zu machen! Naturverträgliche Technik schaltet sich in Naturflüsse wie Wind,

Sonne, Wasser oder organisches Wachstum ein, fängt sie ein, lenkt sie um und macht sie so für menschliche Zwecke nutzbar. Zur Dematerialisierung wird also die Naturverträglichkeit treten. Windräder, die sich träge oder hektisch in der Landschaft drehen, Solarkollektoren, die auf Hausdächern wie in Brachflächen sitzen, Blockheizkraftwerke, die mit Biomasse ganze Distrikte mit Wärme versorgen: In den 2000er Jahren ist vielfach anschaulich geworden, wie der Weg zu einem solaren Energiesystem aussieht. Solarzellen, Biotechnik und Pflanzenchemie sind Beispiele, wie mit weit höherer Raffinesse und Wirkkraft als in der Vergangenheit aus dem laufenden Haushalt der Naturkräfte geschöpft werden kann, ohne die Vermögensbestände abzutragen.

Doch ein Segelboot ist zwar leicht und naturverträglich, aber auch, gemessen am Tanker, beschränkt in seiner Leistungsfähigkeit. Bei aller Eleganz im Design und allem Gleichklang mit der Natur, kann es weder schwere Lasten laden noch eine zuverlässige Geschwindigkeit bieten. Im Prinzip gilt diese Analogie auch für die ökologische Wirtschaftsweise. Daher wäre es fahrlässig zu erwarten, dass Dematerialisierung und Naturverträglichkeit alleine ausreichen, um eine Volkswirtschaft mit einem sehr viel kleineren ökologischen Fußabdruck ins Werk zu setzen. So schützt Ressourceneffizienz nicht vor Übermaß; auch eine rationell organisierte Wirtschaft kann bei fortgesetztem Wachstum vom Gesamtumfang der Ressourcenansprüche her zu schwer für die Biosphäre werden. Außerdem schmälern eine Vielzahl von Rebound Effekten die Effizienzgewinne (Santarius 2012, Sachs/Santarius 2014). Doch auch die Naturverträglichkeit verträgt kein Übermaß. Denn erneuerbare Energien und Materialien sind nicht unbegrenzt zu haben; insbesondere die Bodenfläche für Bioenergie und -materialien lässt sich kaum ausweiten, ohne Nahrungsproduktion und Naturschutz zu gefährden (Bringezu et al. 2014). Sowohl Dematerialisierung (Effizienz) wie Naturverträglichkeit (Konsistenz) verfehlen ihr Ziel, wenn nicht das Prinzip der Selbstbeschränkung (Suffizienz) an ihre Seite tritt.

Entschleunigung

Es ist der Charme des Begriffs der Suffizienz, dass er zwischen Mangel und Überfluss oszilliert. In Situationen der Entbehrung, gar des Hungers, bedeutet Suffizienz, nicht genügend zum Leben zu haben. Jeder Mensch hat durch seine Geburt gewisse Rechte – Ernährung, Gesundheit, Wohnen sowie Freiheitsrechte. Sobald die Ausübung dieser Rechte nicht gewährleistet ist, ist es die Aufgabe der Suffizienzpolitik, diesem Mangel abzuhelpen. Aber in den Reichtumszonen dieser Welt hat sie die entgegengesetzte Aufgabe. Hier heißt Suffizienz, Überdehnung und Überfluss abzubauen, besonders dann, wenn der

Mangel am Lebensnotwenigen bei den Einen etwas mit den Strukturen des Übermaß der Anderen zu tun hat. „Genug“ ist ein Wort, welches das rechte Maß ausdrückt und das Notwendige vom Überflüssigen zu scheiden versucht (Linz 2013).

In den frühindustrialisierten Ländern wächst mittlerweile der Verdacht, dass sich das Mantra der expansiven Moderne - „höher, schneller, weiter“ – überlebt hat. Fahrrad statt Auto, Gemüse aus der Region, Kloster für Manager, Yoga gegen Burn-outs, das alles sind Absetzbewegungen aus der Beschleunigungsgesellschaft. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gehört die steigende Geschwindigkeit zur Grundausstattung der Industriemoderne. Was wurde nicht alles aufgeboten an Eisenbahnen, Automobilen, Flugzeugen mitsamt den dazugehörigen Infrastrukturen an Bahnhöfen, Autobahnen und Flughäfen, um den Widerstand der Zeit und des Raumes zu brechen! Dazu kommt seit den 2000er Jahren noch die digitale Revolution: Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit gehören mittels Internet und Smartphone zum Alltagsleben dazu.

Doch rückblickend kommt Unsicherheit auf, ob sich der Kampf gegen die Fesseln von Raum und Zeit gelohnt hat. Gewiss, nichts ist nervenzehrender als auf der Parkspur zu kriechen. Aber muss das heißen, dass schneller immer auch besser ist? Es gibt schließlich eine Schattenseite der Beschleunigung: Je mehr man sich beeilt, desto schwieriger wird es, zu verweilen. Und je mehr der Raum universell zugänglich ist, desto schwieriger wird es, kulturelle Eigenart und persönliche Privatheit zu bewahren. Der Beschleunigungswahn ist nicht nur ressourcen-intensiv, sondern auch noch abträglich für die Lebensqualität.

Deshalb ist es zweifelhaft, ob eine Gesellschaft, die nicht von der Überholspur runterkommt, im ökologischen oder sozialen Sinne je zukunftsfähig werden kann. Suffizienz im Verkehr kann schon heute erprobt werden – an autofreien Tagen, in verkehrsberuhigten Zonen, in Straßen mit einer 30/80/120 Geschwindigkeitsbeschränkung (Linz 2015). Auch der Ausstieg aus der Hochmotorisierung der SUVs und Crossovers ist geboten, die den technologischen Fortschritt in Sachen kleinerem Hubraum und geringerem Treibstoffverbrauch durch hohe Motorleistungen zunichte machen. Aber richtig Musik macht künftig, wenn Suffizienz als technisches Designprinzip eingeführt wird. So können Autos von ihren Konstruktionsprinzipien her für mittlere Geschwindigkeiten ausgelegt werden. Eine behutsam motorisierte Automobilflotte etwa, in der kein Auto schneller als 120 Stundenkilometer Höchstgeschwindigkeit fahren kann, kommt mit deutlich geringeren Treibstoffmengen aus und erlaubt außerdem andere Lösungen, was

Materialien, Gewicht, Sicherheitsausstattung und Formgestaltung betrifft. Und erst bei behutsamen Leistungen kann das Elektroauto die Verbrennungsmotoren hinter sich lassen.

Ganz besonders kommt es zur Verkehrswende, wenn die virtuelle Geschwindigkeit der Postmoderne gegenüber der mechanischen Geschwindigkeit der Industriemoderne ausgespielt wird. Durch elektronische Vernetzung kann die Zahl der Autos sinken und die Attraktivität des öffentlichen Verkehrs steigen. Im Gleichschritt von Carsharing, Internet und moderater Motorisierung kann die Verkehrswende mit der Ressourcenabrüstung Hand in Hand gehen (Schindler/Held 2009; Canzler/Knie 2013). So findet die Utopie des 21. Jahrhunderts ihren technischen Ausdruck, mit Eleganz innerhalb natürlicher Grenzen zu leben.

Regionalität

Geschwindigkeit wird zumeist in Entfernung umgesetzt. Deswegen haben sich mit der fossil getriebenen Beschleunigung weiträumige Verflechtungsnetze im nationalen, kontinentalen, bis hin zum globalen Raum aufgespannt. Trauben kommen aus Brasilien, Computer aus Taiwan, oder umgekehrt: Hierzulande wird für den Weltmarkt produziert, Trockenrasierer für Südafrika oder Bauplanung für Abu Dhabi. Dabei werden die Gemeinwesen vor Ort weitgehend zu Plattformen, wo transnationale Absatz- und Produktionsstrategien abgewickelt werden.

Deshalb hat Suffizienz auch eine geografische Komponente. Ökologischer Wohlstand wird auf eine neue Balance zwischen Ferne und Nähe angewiesen sein. Und das aus zwei Gründen: einerseits bedeutet Fernverflechtung im Übermaß nichts anderes als Ressourcenverschwendung, andererseits ist mehr Nahverflechtung die Voraussetzung für eine naturverträgliche Wirtschaft (Kluge/Schramm 2003). Es liegt auf der Hand, dass Versorgungssysteme mit geringerer Transportintensität unabweisbar werden, will man sich auf das Ende der Öl- und Energiebonanza vorbereiten. Andererseits erfordert ein Wirtschaften, das sich den Naturzyklen einfügt, aus den regionalen Ökosystemen Energierohstoffe, Baumaterialien, Textilstoffe, Nahrungsmittel zu gewinnen und zu verarbeiten. Damit kehrt zu einem gewissen Grad die stoffliche Basis für eine regional verdichtete Ökonomie wieder.

Am weitesten fortgeschnitten ist die Re-Regionalisierung im Nahrungsmittel- und Energiebereich. Bauernmärkte, solidarische Landwirtschaft und regionale

Lebensmittelverarbeitung sind die Markenzeichen eines neuen Heimatbewusstseins. Und Energiegenossenschaften und Stadtwerke rund um Photovoltaik, Wind- und Bioenergie mitsamt den intelligenten Netzen untergraben mittlerweile die Strukturen multinationaler Versorgungsunternehmen. Dabei ist auch das zugrunde liegende Prinzip der *distributed energy production* sowohl auf das Handwerk wie auch auf kleine und mittlere Betriebe ausdehnbar. Die digitale Vernetzung hat es mit sich gebracht, dass „klein“ nicht mehr notwendig „provinziell“ bedeutet: sowohl in der Produktion, wie bei high-tech Manufakturen für Bier, Schuhe oder Architektur, als auch im Vertrieb, wie beim *custom-made* oder dem Versandhandel, spielt das Internet eine wichtige Rolle. Vorbei die Zeiten, wenn Lokalität und Isolation eng verknüpft waren. Jetzt heißt lokal sein, verankert in einer örtlicher Gemeinschaft zu sein bei gleichzeitiger Offenheit gegenüber der globalen Zirkulation von Ideen und Praktiken. Nahe Netzwerke beleben das soziale Gefüge vor Ort, weite Netzwerke verbinden eine Region mit dem Rest der Welt (Manzini 2013). Kurz gesagt, nach dem Triumph der Globalisierung ist nun die Renaissance der Regionen angesagt.

Gemeinwohlökonomie

Es ist mittlerweile ein offenes Geheimnis, dass sich die Welt der Unternehmen tiefgreifend transformieren muss, um zukunftsfähig zu werden. Nur wenige Unternehmen haben es geschafft, die *triple bottom line – people, planet, profit* – zu realisieren. Sicher, die Förderung von Effizienz des Energie- und Materialverbrauchs hat es schon in alle Betriebshandbücher geschafft. Und manche Betriebe setzen sogar auf die Naturverträglichkeit der Produkte wie des Produktionsprozesses und lassen fossilen Ressource sowie chemische Schadstoffe weitgehend hinter sich. Doch die allermeisten Unternehmen haben Wachstum im Blick und sind besorgt, wenn der Umsatz, Gewinn oder die Stückzahlen nicht den Wachstumserwartungen entsprechen. Suffizienz würde dagegen bedeuten, ‚wachstumsneutral‘ (Liesen et al. 2013) zu agieren: man kann wachsen oder nicht, Hauptsache ist, der Schutz der natürlichen und sozialen Gemeingüter ist garantiert. Für die Unternehmen, die im Geiste der Suffizienz arbeiten, hat Vorrang, lebensdienlich für Mensch und Natur zu wirtschaften. Alle andere ist zweitrangig.

Gemeinwohl-orientierte Unternehmen machen Gewinne, aber sie maximieren sie nicht. Hierhin liegt der Unterschied zu den herkömmlichen Kostendruckern und Innovationsberatern, die der Gewinnmaximierung verpflichtet sind. Die Sozial- und Öko-Unternehmer indessen möchten nicht Teil des Problems, sondern Teil der Lösung sein; sie möchten enkeltauglich werden. Qualität nicht

Quantität ist dabei die strategische Formel. Ob ein Unternehmen sich um die Work-Life-Balance der Mitarbeiter kümmert, ob es auf Langlebigkeit samt Reparaturservice seiner Erzeugnisse setzt, ob es Pflanzen und Tiere artgerecht behandelt, ob es primär auf Wertschöpfung in der Region baut: all das hat etwas mit Qualität zu tun, die sich nicht umstandslos in Quantität ummünzen lässt. Und auch hier eröffnet die Digitalmoderne (Rauterberg 2013) ein neues, wenn auch ambivalentes Feld: in der *sharing economy* ebenso wie in der *peer-to-peer production* haben Sozialunternehmer gute Aussichten und zugleich werden sie von Konkurrenz bedroht. Im Übrigen kann es leider nicht ausbleiben, dass sich auch Kapitalisten auf Internetplattformen der *sharing economy* tummeln, zum Beispiel Car-to-go und Airbnb, die das *linking* als Profitquelle entdeckt haben und neue Märkte schaffen.

Im Allgemeinen transformieren Sozialunternehmer die etablierten Geschäftsmodelle, Strukturen und Denkmuster. Sie betreiben Wertschöpfung mit nicht-monetären Werten. Allerdings braucht es für dafür ein sympathisches Umfeld: Zulieferer, Mitarbeiterinnen, Kunden, Kapitalgeber, die alle die gleiche Qualitätsorientierung haben wie die Unternehmen – und ein höheres Preisniveau in Kauf nehmen, weil die Externalisierungskosten nicht der Allgemeinheit über den Zaun geworfen werden. Nicht überraschend, hat die Bewegung zur Förderung der Gemeinwohlökonomie ein Punktesystem entwickelt, mit dem sich Vorreiter vom konventionellen Markt absetzen können (Felber 2010; www.ecogood.org). Quer über alle Branchen werden Betriebe zertifiziert, welche die Selbstverpflichtung gegenüber dem Gemeinwohl in den Dimensionen Menschenwürde, Solidität, Ökologie, Gerechtigkeit, Mitbestimmung, Transparenz u.a. sichtbar werden lassen.

Jenseits der Freiwilligkeit braucht eine Gemeinwohlwirtschaft letztendlich einen rechtlichen Rahmen, der Management, Besteuerung, Wettbewerb und Eigentumsordnung tangiert. So braucht es rechtliche Regeln für Audits und eine Rechnungslegung, die die externen Kosten belegen sollen. Außerdem eine Steuerreform, die die Einkommen und Gewinne entlastet und dafür den Ressourcenverbrauch belastet. Ebenso gilt es, das Wettbewerbsrecht dahingehend zu verändern, damit nicht derjenige Erfolg hat, der die Gemeingüter besonders stark belastet (Scherhorn 2009; Linz 2015). Auch eine Revision der Unternehmensverfassung ist ins Auge zu fassen: es darf nicht sein, dass Personengesellschaften wie Genossenschaften und Stiftungen die Hauptlast der Veränderung tragen, während sich Aktiengesellschaften aus der Verantwortung stellen. Denn eine lebensdienliche Marktwirtschaft wird im krisenhaften 21. Jahrhundert ganz neue Ansprüche an die Vermögensbesitzer stellen. Dafür hat der 1949 verabschiedete Absatz des deutschen

Grundgesetzes bereits das nie eingelöste Prinzip formuliert, das durch ökologische Bedrohung höchst aktuell ist: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen“.

Commons

Bei der Suche nach einer Ökonomie des Genug ist es zentral, den herkömmlichen Begriff von Wirtschaft zu erweitern. Markt oder Staat? Wettbewerb oder Planung? Diese Fragen bestimmen die wirtschaftspolitische Debatte, als ob es da nicht etwas Drittes gäbe: Gegenseitigkeit im Gütertausch in der *community*. Der Besitzindividualismus regiert im gängigen Wirtschaftsleben, während in Gemeinschaften Solidarität den Ton angibt. Der italienische Politikwissenschaftler Stefano Bartolini (2010) hat dafür eine schöne Formel gefunden: Neben der *economia razionale* gibt es die *economia relazionale*, wo es um die Beziehungen zwischen Personen und nicht nur um die Beziehungen mit Sachen geht. Es sind Normen der Gewohnheit und Kultur, die in der relationalen Wirtschaft die Produktion sowie die Verteilung regeln. Hauswirtschaft, Verwandtschaft und Gemeindedienste sind prominente Beispiele. Diese altehrwürdige Gesellungsform, die von der rationalen Wirtschaft überrollt worden war, gibt es als Torso immer noch, doch sie ist mit der Digitalmoderne (Rauterberg 2013) zum neuen Leben erwacht. Vorbei das Aschenbrödel-dasein der zweihundert Jahre, Computer und Smartphones, Plattformen und interaktives Web verleihen ihr neue Chancen der Vernetzung und der Produktion.

Die relationale Wirtschaft appelliert an andersartige Motive und Normen wie der Markt und der Staat. Sicher, Konkurrenz und Leistung, Routine und Loyalität kommen auch vor, ja können ein Bestandteil der sozialen Commons sein. Aber sie können niemals Freiwilligkeit und Selbstorganisation, Kooperation und Unternehmergeist ersetzen. Sei es beim Aufbau von Wikipedia oder von städtischen Gemeinschaftsgärten, sei es beim Betrieb von Altenclubs oder Repaircafès: überall wird die Tugend der Kooperation ganz groß geschrieben (Schor 2010; Helfrich 2012; Heckl 2013; Baier et al. 2014). Dazu gibt es viele Projekte und Unternehmungen, die sich alle unter dem Begriff der *Commons* zusammenfassen lassen – von der *sharing economy* (Car Sharing, Secondhandläden, Tauschringe) über kollektive Formen der Produktion (Nachbarschaftswerkstätten, Bürgersolaranlagen, Open Software Produktion) bis zu Formen gegenseitiger Hilfe (Kinderläden, Wohngenossenschaften, Bürgerarbeit im weitesten Sinne).

Es ist gut vorstellbar, dass die *Commons* eine weitere Blüte haben werden, wenn die Teilzeitarbeit auch für Männer und für höhere Berufe gesellschaftlich Fuß fasst. Anders ausgedrückt: in der Beschäftigungspolitik gehört die „kurze Vollzeit für Alle“, mit Lohnausgleich für niedrige Einkommen, ebenfalls zu einer Politik der Suffizienz (Wuppertal Institut 2008). Damit wird das „Ganze der Arbeit“ anerkannt, die aus Erwerbs-, Sorge- und Gemeinwohlarbeit besteht. Wenn diese Mischarbeit gesellschaftlich institutionalisiert ist, ist die Grundlage gelegt für einen ungeahnten Aufschwung der *Commons*.

Im Übrigen hat dieser Aufbau einer Wirtschaft von unten auch etwas mit Ökologie zu tun, und zwar auf zweierlei Weise. Einmal, weil die Leidenschaft des Teilens und der Kooperation einige Potenziale für die Dematerialisierung wie Naturverträglichkeit bietet. Die Devise „Teilen statt Besitzen“ – vom Rasenmäher bis zu Leihrädern – ist eine Abkehr vom Leitbild des Privatbesitz hin zur Idee des freien Zugang zum Gemeineigentum (Jégou/Manzini 2008). Damit werden Autos, Werkzeuge oder Software besser ausgenützt, als wenn sie in Privatbesitz wären. Zum anderen, weil nun denkbar wird, Wohlstand mit *weniger* Geld zu schaffen. Denn weil in den *Commons* nicht primär Leistungen aus monetären Motiven erbracht werden sondern aus Gemeinsinn oder Interesse an der Sache, lassen sich Bedürfnisse mit einem geringeren Geldeinsatz erfüllen. So wie Wikipedia unerschwinglich würde, wenn allen Autoren ein Honorar erzielten, erbringen ältere Menschen in einem Co-Housing-Projekt untereinander Sorgeleistungen, welche die öffentlich Pflegefinanzierung niemals bezahlen könnte. Deshalb ist eine Neuerung der *Commons* die Voraussetzung für den Bau einer wachstumsbefriedeten Wirtschaftsordnung.

Lebenskunst

Dass hoher Lebensstandard nicht unbedingt hohe Lebensqualität bedeuten muss, gehört zu den Lektionen, die wohlhabende Gesellschaften mittlerweile lernen mussten. Damit eröffnet sich die Aussicht auf eine doppelte Dividende: Weniger Wirtschaftsleistung schont nicht nur Ressourcen, sondern schafft zugleich Raum für ein besseres Leben (Wuppertal Institut 2008). Das ist eine gute Nachricht für eine Gesellschaft, die sich besser darauf vorbereitet, die Gesamtmenge des Güterumschlags in unschädliche Bahnen zurückzuführen. Denn es ist durchaus die Frage, ob eine Wirtschaftsweise vernünftig ist, die immer mehr Bedürfnisse über Konsumprodukte zu befriedigen sucht, von jedem Konsumprodukt, hundert Varianten anzubieten hat, sowie alle hundert Varianten in eher kurzen Zeitzyklen veralten lässt, um sie wieder durch brandneue Produkte zu ersetzen. Zu selten findet man Geschäfte, die gute

Auswahl statt Masse, Qualität statt Billigprodukte, dauerhafte Güter statt Wegwerfwaren, Neueinkauf statt Reparaturservice anbieten. Allerdings – muss das besonders betont werden? – liegt eine Strategie der Suffizienz quer zu den Antrieben eines auf Konkurrenz programmierten Kapitalismus. Daher steht für den Kapitalismus ein Elchtest besonderer Art an: Nur wenn er es schafft, Wertschöpfung bei sinkenden Güterquantitäten zu betreiben, wird er das 21. Jahrhundert überleben.

Leichter gestalten sich die Dinge für die Konsumenten. Sie sind in der Lage, mit kleiner Münze zur Entschärfung der Weltverhältnisse beizutragen, indem sie anstelle vergeudungs- und ausbeutungsintensiver Produkte mit der *zero option* antworten (Pallante 2011). Darüberhinaus versteht sich von selbst, dass Erdbeeren im Winter ebenso anrühlich sind wie Wochenendtrips im Flugzeug, das T-Bone Steak oder Billigklamotten. Im Transport liegt es nahe, den Rückzug aus dem Auto einzuüben und auf das Fahrrad sowie Car Sharing umzusteigen. Was den Bereich des Wohnens anlangt, ist nichts ressourcenschonender als von üppiger Wohnfläche Abstand zu nehmen (Kopatz 2014). Und bei der Ernährung entspannt sich der Energie- und Nahrungsmittelengpass, wenn Fleisch und Fisch wieder eine Sonderstellung im Wochenmenü bekommen. Eigentlich ist Suffizienz eine Frage der Ehre: man kollaboriert nicht mit Ausbeutern, egal ob von Ressourcen oder von Arbeiter. Daneben ist auch ein klein wenig Naturnähe, Gelassenheit und Gesundheit nicht zu verachten. Im Übrigen ist die Devise der Selbstbegrenzung auch für institutionelle Konsumenten von großem Belang, also für Großverbraucher wie Kirchen, Verwaltungen oder Hotelketten. Eine gewisse Zurückhaltung im Gerätepark, in der Fahrzeugflotte, in der Büroausstattung, in der Gastronomie, womöglich gepaart mit frischer Aufmerksamkeit für Anmut und Qualität, kann einen Stil der Einfachheit für Institutionen etablieren.

Schließlich liegt es auf der Hand, dass eine Lebensführung, die auf selektiven Konsum achtet, sich von einer Ästhetik des Maßes leiten lässt. Dabei ist die ehrwürdige Formel von der Mäßigung (*temperantia*) so mit Staubschichten überzogen, dass sie nicht mehr zu erkennen gibt, wo ihre Pointe lag: das rechte Maß zu suchen, ist keine Empfehlung für ein moralisch besseres, sondern für ein unabhängigeres Leben. Denn, so meinen die Klassiker, ein schönes und gelungenes Leben führt am ehesten jener, der sich nicht jedem Genuss an die Brust wirft, sondern seine Vergnügungen zu modulieren und im Auf und Ab der Zeit auszukosten versteht. Wer mit Überlegung leben möchte, wird sich hüten, das Gute im vermeintlich Besseren zu finden oder sich allzu sehr an Befriedigungen zu binden, die eines Tages fehlen könnten. Keine Frage, gerade in der Multioptionsgesellschaft gewinnt eine solche Haltung wieder an

Aktualität. Denn nicht mehr der Mangel, sondern die Explosion an Möglichkeiten bedroht heute die Unabhängigkeit der Personen. Seinem eigenen Leben eine Form zu geben, verlangt heute mehr denn je, die Fähigkeit, "Nein" sagen zu können. Ohne eine persönliche Ästhetik des Maßes könnte das eigene Wollen nicht überleben; es würde von der Überzahl der Angebote überwältigt. Es klingt paradox, aber ein gewisser Grad an Austerität, jedenfalls in den Reichtumszonen, kann zur Basis für Unabhängigkeit werden. Sonst geht es einem wie dem österreichisch-ungarischen Schriftsteller Ödon von Horvarth: "Ich bin eigentlich ein ganz anderer, bloß komm ich so selten dazu."

Aber was ist mit der Freiheit?

Wie ist die Idee der Freiheit vereinbar mit dem Ideal der Suffizienz? Wie kann man Liberalität und Grenze zusammendenken? Diese Fragen (Scheidewind/Zahrnt 2013) werden die politische Philosophie und öffentliche Debatte prägen, wenn es sich herumgesprochen hat, dass die Zeit der expansiven Moderne vorüber und die Zeit der reduktiven Moderne angebrochen ist (Sommer/Welzer 2014). In der Tat, es ist eine enorme Herausforderung, die Errungenschaften der Aufklärung mit der Tatsache der Begrenzung der Welt in Einklang bringen.

Ein erster Hinweis ist beim Philosophen Immanuel Kant zu finden. Sein kategorischer Imperativ lautet: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde“. Der entscheidende Schachzug der Kant'schen Ethik ist, nicht das Recht auf Freiheit zu betonen, sondern das Gegenstück, die ihr korrespondierende Pflicht der Freiheit. Wenn alle Bürger ihren Freiheitsraum genießen wollen, dann ist die Grenzlinie die Freiheit der Anderen. Doch kann man sich der herrschaftskritischen Bedeutung des Kant'schen Imperativs nicht entziehen. Was ist gemeint: die Freiheit der Machthungrigen oder der Machtlosen? Die der Handelnden oder der Behandelten? Wo endet die Freiheit der Einen und beginnt die Freiheit der Anderen? Im ökologischen Kontext gesprochen, ist es der Auftrag der Suffizienz, die Freiheit der Überverbraucher zu bremsen und die Minderverbraucher zu stärken. Es gilt, die Freiheit der Fußgänger und Fahrradfahrerinnen gegenüber den Autobesitzern zur Geltung zu bringen, die urbane Nähe gegenüber der Suburbanisierung, die Sozialunternehmer gegenüber den transnationalen Konzernen, die Vorsorge gegenüber der Karriere, die Kooperation gegenüber der Konkurrenz und das frugale Leben gegenüber dem Lebensstil der Üppigkeit zu begünstigen. Die Gebote der

Suffizienz müssen sich an der Freiheit der Minderverbraucher messen lassen. Freiheit für alle ist nicht ohne eine gewisse Gleichheit zu haben. Es gibt keinen Liberalismus ohne gleiche Freiheit für alle. Um es mit dem bekannten Zitat von Gandhi ausdrücken: „*The world has enough for everybody's need, but not for everybody's greed*“.

Literatur

Baier A, Müller Ch, Werner K (2014): Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself. Bielefeld: Transcript

Bartolini S (2010): Manifesto per la felicità: Come passare dalla società del ben-avere a quella del ben-essere, Roma: Donizelli

Bringezu S et al. (2014): Assessing Global Land Use: Balancing Consumption With Sustainable Supply. Nairobi: UNEP

Canzler W, Knie A (2013): Schlaue Netze: Wie die Energie- und Verkehrswende gelingt. München: oekom

Felber Ch (2010): Die Gemeinwohl-Ökonomie – Das Wirtschaftsmodell der Zukunft. München: Deuticke

Heckl WM (2013): Die Kultur der Reparatur. München: Hanser

Helfrich S, Heinrich Böll Stiftung (Hg.) (2012): Commons: Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld: Transcript

Kluge Th, Schramm E (Hg.) (2003): Aktivierung durch Nähe. Regionalisierung nachhaltigen Wirtschaftens. München: oekom

Jégou F, Manzini E (2008): Collaborative Services Social Innovation and Design for Sustainability. Milan: Polidesign

Kopatz M (2014): Suffizienz als Teil der Energiewende. Energiewirtschaftliche Fragen. 64. Jg. Heft 10

Liesen A, Dietsche Ch, Gebauer J (2013): Wachstumneutrale Unternehmen. Pilotstudie zur Unternehmenperspektive im Postwachstumdiskurs. Schriftenreihe des IÖW 205/13

Linz, M (2013): Weder Mangel noch Übermaß - Warum Suffizienz unentbehrlich ist. München: oekom

Linz M (2015) Suffizienz als politische Praxis. Ein Katalog. Wuppertal Institut, Wuppertal Spezial 49, Wuppertal

Manzini E (2013): Resilient systems and cosmopolitan localism — The emerging scenario of the small, local, open and connected space, in: Schneidewind U, Santarius T, Humburg A

(ed.): Economy of Sufficiency. Wuppertal Special 48, Wuppertal

Pallante M (2011): Meno e meglio. Decrescere per progredire. Milano: Mondadori

Rauterberg H (2013): Wir sind die Stadt! Urbanes Leben in der Digitalmoderne. Berlin: Suhrkamp

Rockström J et al. (2009): A Safe Space for Human Operations. Nature, Vol 461|24 September

Sachs W, Santarius T (2014): Rethink statt Rebound: Der Effizienzrevolution muss eine Suffizienzrevolution vorangehen. In: FactorY Nr. 3, 17-22

Santarius T (2012): Der Rebound-Effekt. Über die unerwünschten Folgen der erwünschten Energieeffizienz. Wuppertal Institut, Wuppertal

Schindler J, Held, M (2009): Postfossile Mobilität: Wegweiser für die Zeit nach dem Peak Oil. Bad Homburg: VAS

Schneidewind U, Zahrt A (2013): Damit gutes Leben einfacher wird. Perspektiven einer Suffizienzpolitik. München: oekom

Schor J B (2010): Plenitude: The New Economics of True Wealth. New York: Penguin

Sommer B, Welzer H (2014): Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne. München: oekom

Steffen W et al. (2015): The Trajectory of the Anthropocene: The Great Acceleration. The Anthropocene Review, 1–18

Wuppertal Institut (2008): Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt. Herausgegeben vom BUND, eed, Brot für die Welt. Frankfurt a. Main: Fischer

